

## Zukunftsbilder. Zur Utopie der nachhaltigen Republik<sup>1</sup>

Harald Welzer

Wie sieht eigentlich eine nachhaltige moderne Gesellschaft aus? Das weiß kein Mensch. Denn moderne Gesellschaften sind nicht nachhaltig; ihr Wohlstand beruht auf einem Wirtschaftssystem, das permanent Wachstumsraten zu brauchen scheint, um sich selbst dynamisch stabil zu halten. Zugleich wird man mit diesem Wirtschaftssystem, wenn es wie heute, überall auf dem Planeten Verbreitung gefunden hat, nicht durch das 21. Jahrhundert kommen – es konsumiert ja schon längst seine eigenen Voraussetzungen, und das jedes Jahr mehr. Wollte man auf eine nachhaltige Lebens- und Wirtschaftsweise kommen und zugleich das normative Ziel einer globalen Gerechtigkeit verfolgen, dann müssten wir, die Bewohnerinnen und Bewohner einer der reichsten Gesellschaften der Erde, um vier Fünftel reduzieren: also 20 Prozent der heutigen Energie, der Nahrungsmittel, der Ausgangsmaterialien, der Mobilität...

Tja. 80 Prozent Reduktion im Material- und Energieverbrauch, wenn man auf einen global gerechten Pro-Kopf-Verbrauch kommen will, das ist schwer vorstellbar, besonders dann, wenn man die zivilisatorischen Güter moderner demokratischer Gesellschaften aufrechterhalten will: Freiheit, Demokratie, Rechtsstaatlichkeit, Bildungs-, Gesundheits- und Sozialversorgung. Andererseits erfordert ja gerade die Bewahrung dieser immateriellen Güter einen Pfadwechsel, der der ökologischen Zerstörung gegensteuert – denn ohne einen Metabolismus, der mehr als das bloße Überleben sichert oder womöglich nicht einmal das, ist so eine schöne Zivilisation nicht vorstellbar. Aber: Ein solcher Pfadwechsel braucht Vorstellungen und Bilder einer anderen Zukunft, als sie die Fortsetzung des business as usual bieten würde. Zukunft scheint aber in der Gegenwart der früh industrialisierten Gesellschaften kaum noch eine Kategorie zu sein. Fast ist es, als sei mit der Einlösung der Wohlstandsversprechen der Nachkriegszeit die Zukunft gewissermaßen aufgebraucht, indem sie realisiert worden ist.

Der Status Quo von heute ist die Utopie von gestern, und plötzlich, so scheint es, geht es nur noch um die Sicherung dieses Status Quo. So jedenfalls zeigt es der Blick in die Parteiprogramme, so zeigt es die visionslose Ästhetik der Gegenwart, in der zum Beispiel lieber Schlösser nachgebaut als eigene Ausdrucksformen für die Signatur der Zeit entwickelt werden. Und was sagt es eigentlich aus, wenn in einer der vier, fünf wichtigsten Hauptstädte

---

<sup>1</sup> Dieser Text ist die leicht veränderte Fassung des Einleitungsbeitrags des von mir herausgegebenen Bandes „Die nachhaltige Republik. Umrisse einer anderen Moderne“, Frankfurt/Main: S.-Fischer-Verlag 2017.

der Welt, der simple Bau eines Flughafens – eines *der* ikonischen Modernitätssymbole – unmöglich zu sein scheint. Anders gefragt: Hat diese Gegenwart noch einen Sinn, in dem sie sich selbst erkennt? Oder hat sie womöglich gar keine Signatur? Ist sie einfalls- und konturlos, weil sie nur noch um das Festhalten am Bestehenden, am Besitz und am Hyperkonsum kreist? Und ist das nicht dekadent, wenn doch Modernisierung nie ohne den Entwurf einer Welt auskommen kann, die anders ist als die, die da ist?

Im Augenblick jedenfalls sind die einzigen übriggebliebenen Utopisten die Langweiler aus der digitalen Welt, die ja nichts Neues entwerfen, sondern bloß die Welt wie jetzt, nur bequemer, schneller, vollgestellter mit Produkten. Eine digital sedierte Welt, in der den Menschen in den reichen Gesellschaften jede Mühsal abgenommen wird und sie gleichzeitig so geräteabhängig werden, psychisch wie physisch, dass sie auch nicht entfernt auf die Idee kommen, dass es nicht die Digitalisierung ist, die ihnen ihr Wohlergehen ermöglicht, sondern die Menschen, die ihnen die Rohstoffe bereitstellen, damit die analoge und die digitale Wirtschaft zu ihren Gunsten funktionieren können. Da Leben Stoffumwandlung ist, wird das Leben niemals digital sein. Und weil es Stoffumwandlung ist, wird es darum gehen müssen, unser Naturverhältnis so zu modernisieren, dass wir die Welt nicht als unendliches Reservoir zur Sicherung eines Lebens- und Wirtschaftsstils betrachten, sondern als endliche Raum-Zeit-Konstellation, die wir klug, also nachhaltig nutzen müssen, um langfristig Überleben, besser: langfristig gutes Überleben zu sichern. Es geht also darum, Denk- und Gestaltungsmöglichkeiten einer nachhaltigen Zukunft zu entwickeln. Das ist eine Aufgabe sozialer, nicht technischer Intelligenz. Ob sie und in welcher Weise sie realistisch werden können, ist eine Frage, die in der Wirklichkeit, nicht im Experiment entschieden wird.

## I. Materielle und immaterielle Standards

Die Notwendigkeit einer Nachhaltigkeitstransformation moderner Gesellschaften ist unabweisbar: Klimawandel, Übernutzung natürlicher Ressourcen, Erreichen bzw. Überschreiten der „planetaren Grenzen“ – alles das macht nun schon seit Jahrzehnten klar, dass ein Pfadwechsel in der Wirtschaftsweise, die Etablierung eines anderen gesellschaftlichen Naturverhältnisses ohne Alternative ist. Aber die Umsetzung einer solchen Transformation ist durch eine Erfolgsfalle blockiert, denn das kapitalistische Wirtschaftsmodell hat ja nicht nur zu einem historisch ganz unvergleichlich hohen allgemeinen Wohlstandsniveau geführt, sondern auch zu den schon erwähnten nicht-materiellen Standards von Zivilisierung. Wenn man also die Frage nach den für eine nachhaltige Republik notwendigen Transformationen in Wirtschaft und Gesellschaft stellt, geht es um nichts Geringeres als um die Frage, ob sich der Standard von Freiheit und

Lebenssicherheit, den die Menschen in den frühindustrialisierten Gesellschaften erreicht haben, bewahren lässt oder nicht.

Die Herausforderung besteht also darin, einem Modus der Vergesellschaftung nachzuspüren, der bei radikal reduziertem Naturverbrauch die Aufrechterhaltung und sogar Weiterentwicklung eben dieser zivilisatorischen Standards ermöglicht. Es geht also um die *Organisation eines nachhaltigen Naturverhältnisses unter den zivilisatorischen Bedingungen der Moderne*.

Das ökonomisch extrem erfolgreiche System, das sich während der vergangenen 250 Jahre in den früh industrialisierten Staaten herausbildete, basierte von Anfang an darauf, dass es die Ressourcen und den Treibstoff zur unablässigen Produktion von Mehrwert und Wachstum von Außen, d.h. vor allem aus den (Ex-)Kolonien, bezog (Brand & Wissen 2017). Eine globalisierte Welt hat jedoch kein Außen mehr. Mit dem Aufstieg von Schwellenländern wie Brasilien, China und Indien und der industriellen Land- und Wassernutzung im „globalen Süden“ verallgemeinern sich nun genau jene Produktions- und Konsummuster, die aus einer ökologischen Perspektive schlicht nicht verallgemeinerbar sind. Das bedeutet auch, dass sich die Ausbeutung vom Raum in die Zeit verlagert, was etwa der „Earth Overshoot Day“ sinnfällig macht, der den Tag bezeichnet, an dem die für ein Jahr verfügbaren globalen Ressourcen erschöpft sind. Er wandert jedes Jahr weiter in Richtung Jahresmitte.

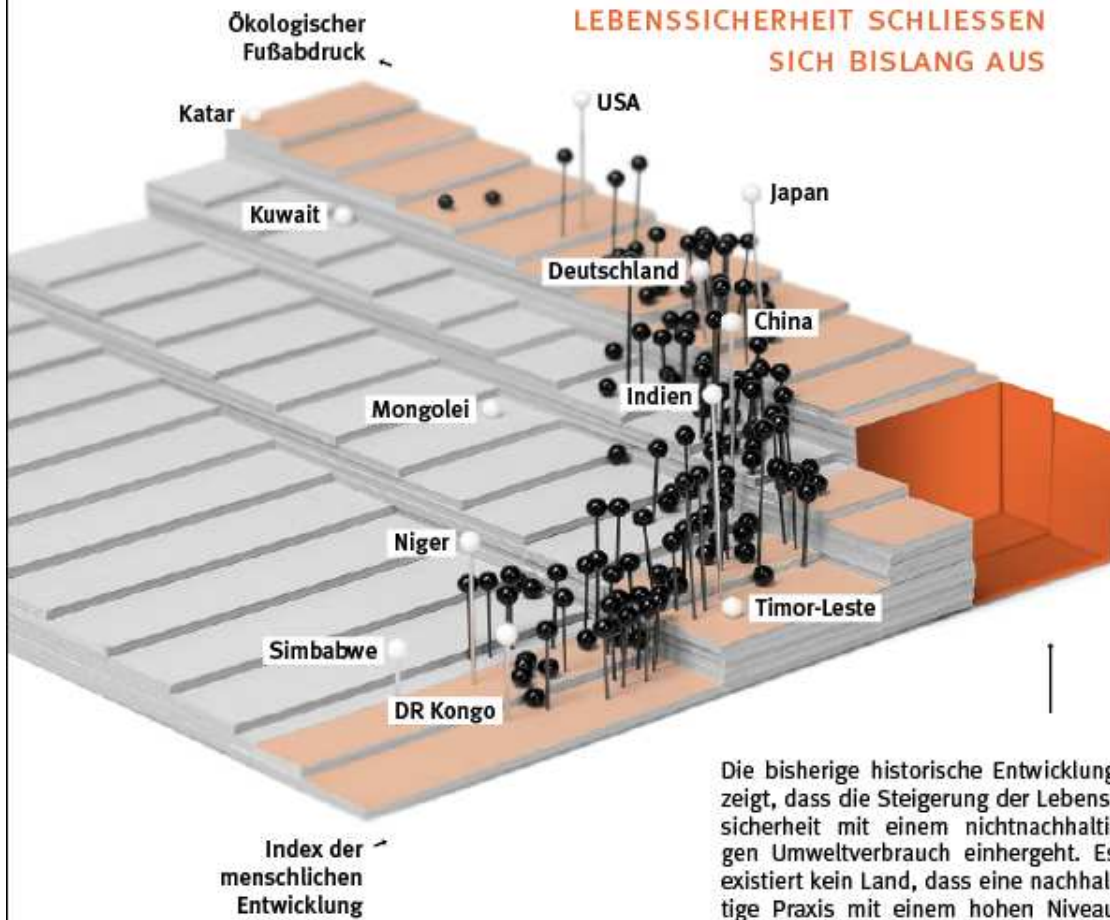
Der Historiker Dipesh Chakrabarty hat darauf hingewiesen, dass die „Große Beschleunigung“ (Steffen et al. 2007) der Konsumraten und des Ressourcenverbrauchs, die aus Perspektive der ökologischen Nachhaltigkeit so bedrohlich erscheint, für die Gesellschaften, die diesen Prozess durchliefen bzw. immer noch durchlaufen, eine Phase der Emanzipation und der Erweiterung von individuellen Handlungsspielräumen war bzw. ist: „The mansion of modern freedoms stands on an ever-expanding base of fossil fuel use. Most of our freedoms so far have been energy-intensive“ (Chakrabarty 2009). Die äußerst energieintensive Digitalisierung ändert daran erstmal gar nichts, übrigens auch nicht die Einführung sogenannter erneuerbarer Energien, die bei permanent wachsendem Energiebedarf vor allem als zusätzliches Angebot fungieren werden und im Übrigen selbst als Großgeräte keineswegs erneuerbar sind.

Der systemische Zusammenhang zwischen den materiellen und immateriellen Zivilisationsgütern macht klar, dass es beim Projekt einer nachhaltigen Republik also nicht um einen „Systemwechsel“ gehen kann, um eine „große Transformation“ der Gesellschaft *in toto*, sondern vielmehr um die Transformation, Schrumpfung oder Abschaffung nicht-

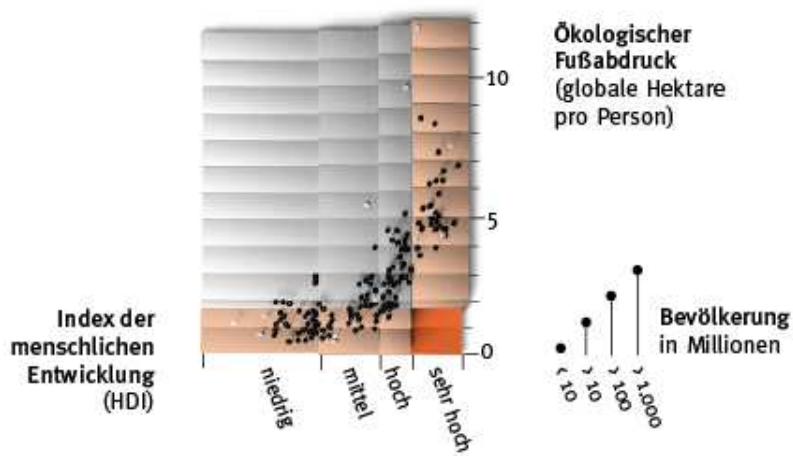
zukunftsfähiger Teilbereiche der Gesellschaft gerade mit dem Ziel, andere zu bewahren. Bislang haben wir weder ein theoretisches Modell noch ein empirisches Beispiel für eine moderne Gesellschaft, die die zivilisatorischen Merkmale Freiheit, Demokratie, Rechtstaatlichkeit, Sozial-, Bildungs- und Gesundheitsversorgung bei gegenüber heute stark reduzierten ökologischen Belastungen realisiert. In der folgenden Abbildung sind Länder aus verschiedenen geopolitischen Regionen nach ihrem „Human Development Index“ (horizontale Achse), der Einkommen, Lebenserwartung und Bildung in den jeweiligen Ländern abgebildet, und dem jeweiligen „ökologischen Fußabdruck“ (vertikale Achse) dargestellt, gemessen in globalen Hektaren pro Kopf.

# Kein Land, nirgends.

NACHHALTIGKEIT UND HOHE  
LEBENS SICHERHEIT SCHLIESSEN  
SICH BISLANG AUS



Die bisherige historische Entwicklung zeigt, dass die Steigerung der Lebenssicherheit mit einem nichtnachhaltigen Umweltverbrauch einhergeht. Es existiert kein Land, das eine nachhaltige Praxis mit einem hohen Niveau von Lebensstandard und -sicherheit verbindet.



Quelle: Berechnungen basierend auf WWF (2012)

Die Abbildung zeigt, dass Länder, die gemessen am „Human Development Index“ ein sehr hohes Niveau der menschlichen Entwicklung aufweisen, zugleich einen ökologischen Fußabdruck haben, der weit über einem nachhaltigen Niveau liegt. Umgekehrt ist es um die humanitäre Entwicklung von Ländern, bei denen die Umweltbelastungen pro-Kopf ökologische Grenzen nicht überschreiten, gegenwärtig sehr schlecht bestellt. Und nicht ein einziges Land findet sich in dem Feld der Graphik, das sich durch einen sehr hohen menschlichen Entwicklungsstandard *und* ein nachhaltiges ökologisches Belastungsniveau auszeichnet. Genau die Zusammenführung dieser beiden Ziele wäre aber das Kennzeichen einer nachhaltigen Republik.

## II. Wachstumswirtschaft und Nachhaltigkeit

Das Prinzip der Wachstumswirtschaft erfordert einen ständigen Mehraufwand an Material und Energie. Die dafür notwendige stoffliche Substanz lässt sich nicht durch noch so viel Digitalisierung und Effizienzsteigerung ersetzen. Diesen systemischen Grundwiderspruch löst unsere Gesellschaft, indem sie Nachhaltigkeit jeweils an das Ende der Wertschöpfungskette verlegt – also nicht zuerst danach fragt, ob ein Produkt nötig ist, sondern seine Notwendigkeit selbstverständlich voraussetzt, es aber mit einer Art Nachhaltigkeitsornament verziert, wenn es fertig ist. Also: der Kühlschrank ist technologisch energieeffizienter gemacht worden, wird aber schneller ersetzt werden als das Vorgängermodell. Die Frage, ob nicht eine Verlängerung des Produktzyklus oder die Verringerung der zu kühlenden Menge an Nahrungsmitteln eine „nachhaltigere“ Lösung wäre, tritt gar nicht erst in den Blick, denn prioritär ist es ja, mehr Kühlschränke zu verkaufen; die Effizienzerhöhung wird zum Argument, den alten Kühlschrank zu ersetzen. Bei Autos heißt das dann „Blue Motion“ oder „Blue Tec“ – Namen und Siegel werden fast jeden Tag dazu erfunden. Davon gibt es mittlerweile so viele, dass eigens ein „Institut für Siegelklarheit“ geschaffen wurde, das vermutlich ein weiteres Siegel für besonders klare Siegel entwickeln wird. Schon dieses nur scheinbar merkwürdige Beispiel deutet den Grundsachverhalt an, dass moderne Gesellschaften zur Problemlösung neue Institutionen schaffen, also Aufwand erhöhen, statt ihn zu reduzieren.

Hierzu noch ein besonders hübsches Beispiel: Als die deutsche Wissenschaftsministerin aufgrund der Nähe des Neubaus ihres Ministeriums zum Berliner Hauptbahnhof die Elektroautos für innerstädtische Wege kurzerhand abschaffte, wurde sie dafür kritisiert. Warum? Das Elektroauto sei doch die Mobilität der Zukunft - dass ausgerechnet das Forschungsministerium sie abschaffe, sei daher empörend. Dass die Mobilität der Zukunft vor allem weniger Mobilität durch eine andere Organisation von Lebens- und Arbeitswelt sein

könnte, tritt bei einer solchen Optik gar nicht erst in den Blick, und das gilt ganz grundsätzlich: So gut wie nie wird die Frage nach einem Rückbau von Infrastrukturen und vorhandener Technologie gestellt; so gut wie immer wird der status quo zum Ausgangspunkt für „Verbesserung“, „Optimierung“, „Effizienzsteigerung“ genommen.

Eine nachhaltige Republik müsste aus dieser Logik ausbrechen und vor jeder planerischen Maßnahme, egal ob von staatlicher oder privater Seite, zunächst eine Erinnerungsübung einschieben, die einfach so formuliert ist: „Was war nochmal die Frage?“ Tatsächlich gibt es Beispiele für ein solches Vorgehen: Das vielleicht prominenteste lieferten die französischen Architekten Anne Lacaton und Jean-Philippe Vassal, die im Rahmen eines Wettbewerbs zur Neugestaltung eines Platzes in Bordeaux vorschlugen, den Platz zu lassen, wie er war, und die verfügbare Bausumme in die regelmäßige Pflege zu investieren. Sie gewannen den Wettbewerb; der Platz sieht bis heute so aus, wie er seit jeher war.

„Das Bauen“, sagt Jean-Philippe Vassal, kann man auf eine sehr materielle und systematische Art sehen, weil man mit Ziegeln, mit Beton, mit Stahl und Fenstern baut. In unserer Auffassung von Architektur bedeutet Bauen aber vor allem: nachdenken. [...] Das Errichten einer Stimmung durch neue Atmosphären, die wir hinzufügen, aber auch unter Verwendung der Atmosphären, die bereits da sind: Das können die Qualitäten der Sonne sein, der Luft, der Blickbeziehungen oder eben der Bäume, der Landschaft und der Menschen, die wir vorfinden. Was sind die sozialen Gegebenheiten vor Ort? Das ist auch ein Element des Bestands, mit dem man sich auseinandersetzen muss. Erst im zweiten Schritt fügen wir neue Materialien dazu. Aber wir kümmern uns auch sehr um unsichtbare Materialien wie Gerüche, Atmosphären, Wärme und Luftbewegungen. Auf diesem Niveau spielt sich für uns das Bauen ab“. (Vassal 2012)

Natürlich gehört zu einem um die Wahrnehmung erweiterten Begriff des Bauens dazu, die Lebenssituationen der Anwohner vor Ort und ihre Bedürfnisse zu berücksichtigen – eine scheinbare Selbstverständlichkeit, die in aller Regel in Planungsprozessen eher unberücksichtigt bleibt – man muss hier nur daran denken, dass zum Beispiel Schulen geplant und gebaut werden, ohne je eine Schülerin nach ihren Vorstellungen und Bedürfnissen gefragt zu haben.

Alastair Parvin, ein Promotor von Open-Source-Architektur und der Erfinder des Wiki-House, das jedermann selbst bauen kann, hat in einem TED-Talk das Beispiel einer Schule erwähnt, die noch aus viktorianischer Zeit stammt, aber für heutige Schülerzahlen zu schmale Korridore aufweist. Ein Umbau der Schule, wie er von konventionellen Architekten geplant

wurde, hätte etwa 20 Millionen Pfund gekostet. Die schließlich umgesetzte Lösung war erheblich günstiger: Man schaffte lediglich die Schulglocke ab, die dafür gesorgt hatte, dass alle Schülerinnen und Schüler gleichzeitig aus den Klassenräumen in die Korridore strömten. Stattdessen wurden die Schülerinnen und Schüler intelligenter verteilt: man installierte in jedem Klassenraum eine Glocke und ließ sie zeitversetzt klingeln, so dass zu große Gruppen in den Gängen gar nicht erst entstanden. Diese Lösung kostete lediglich ein paar Hundert Pfund und sparte natürlich eine Unmenge an Aufwand und Material. Stattdessen wurde soziale Intelligenz investiert und die entscheidende Frage vorverlagert: nicht „Wie können wir umbauen?“ sondern „Wie verteilen wir die Schüler besser?“

(<http://www.youtube.com/watch?v=Mlt6kaNjoel>)

Nach diesem Prinzip würde vor jeder Baumaßnahme zum Beispiel zu entscheiden sein, ob sie notwendig ist oder ob man nicht im Bestand umbauen kann; wenn es um individuelle Mobilität geht, käme nicht automatisch das Auto in Betracht, sondern etwa die Überlegung, wie sich Mobilität dadurch vermeiden lässt, dass man auch auf dem Land Einkaufsmöglichkeiten und medizinische Versorgung gewährleistet.

Perspektiven solcher Art lassen sich beliebig, wie ein Gesellschaftsspiel, weiter entwickeln: Im Sommer 2015 fand in einem Luxushotel am Wetterstein der G7-Gipfel statt. Er kostete 140 Millionen Euro, was nicht wenig ist für ein anderthalbtägiges Treffen von sieben Personen. Ein solches Treffen der sieben Regierungschefs der selbsternannt wichtigsten Industrieländer der Welt macht es erforderlich, Zuwege zu planieren, Gas- und Wasserleitungen zu verlegen, einen Hubschrauberlandeplatz zu bauen, drei Wochen lang 180 Gäste einzubuchen, ein Jahr vorher 60 Experten mit dem Sicherheitskonzept zu befassen, akut 15.000 Polizisten im Einsatz zu haben und jede Menge Hubschrauber kreisen zu lassen. Alles wegen der Sorge um die Sicherheit. Die Besorgnis um das sensible Ökosystem am Berg fiel da vergleichsweise gering aus, es sollte hinterher auch alles wieder rückgebaut werden, die Zuwegung, der Landeplatz und so weiter.

In einer nachhaltigen Republik träfen sich die betreffenden sieben Leute per Skype-Konferenz, und wenn sie es für unabdingbar hielten, sich persönlich zu treffen, wofür es gute Gründe geben kann, im Pentagon. Da sind schon jede Menge Steuergelder für die Sicherheit ausgegeben worden, weshalb zusätzlicher Aufwand weder nachhaltig sein kann noch nötig ist. Unendlich viele Flugbewegungen, Bauaufwände, Logistik, Unterbringung, Transport der Sicherheitskräfte würden entfallen.



In einer Gesellschaft, die Nachhaltigkeit immer an das Ende der Kette stellt, kommt einer vielleicht gerade noch auf die Idee, eine Naturzerstörung hinterher wieder zu beheben, aber eben niemand auf die Frage, ob und unter welchen Umständen solche Gipfeltreffen, Staatsbesuche, Sicherheitskonferenzen etc. überhaupt sinnvoll und angemessen sind.

Wir können diese Überlegungen weiter ausdehnen: Hat eine nachhaltige Republik einen Sicherheitsapparat? Nach welchen Gesichtspunkten arbeitet er? Kann eine nachhaltige Republik Krieg führen oder muss sie schon aus ökologischen Gründen jeden Gewaltkonflikt vermeiden? Weiter: Geht eine nachhaltige Republik das Risiko materieller und energetischer Abhängigkeiten (wie die fossile Gesellschaft) ein, oder strebt sie Regime erneuerbarer Energie und re-regionalisierter Produktion an? Wie ist das Verhältnis von Arbeitszeit und Eigenzeit tarisiert, wie das von Gewinnmaximierung und Gemeinwohl? Verfolgt eine nachhaltige Republik das Prinzip der Effizienzerhöhung oder das der Effizienzvermeidung?

IV. Braucht es das?

Das sind große Fragen. Man kann sie herunterdeklinieren: Im Bundeskanzleramt ist ein Referat für Bürokratieabbau eingerichtet worden. Würde in einer nachhaltigen Republik nicht einfach Bürokratie abgebaut? Oder, wie im Beispiel vorhin, würden die sinnlosen Siegel nicht einfach abgeschafft, statt ein Institut für ihre bessere Sortierung einzurichten? An der TU Dortmund gibt es einen Lehrstuhl für Stauforschung. Braucht es das? Oder nicht einfach evidenterweise weniger Autos, eine andere Kultur der Raumüberwindung? Kurz: eine expansive Gesellschaft ist ein Gesamtwerk, das in jeder ihrer Verfahren und Entscheidungen zu expansiven Lösungen tendiert, eine reduktive würde genau umgekehrt verfahren.

Wir bräuchten also mehr Forschung für die Entwicklung reduktiver Strategien – halt! Natürlich nicht. Was stattdessen nützt: Strategien zur Brechung der Steigerungslogik *anwenden*, den Pfadwechsel *praktizieren*, statt ihn zu postulieren und dieses Postulat mit weiterem Aufwand auszustatten.

IV. Wirtschaftlicher Pfadwechsel

Kommen wir nochmal zurück auf die von der Wissenschaftsministerin praktizierte Lösung der Mobilitätsfrage, die in Reduktion auf Null statt in „Effizienzerhöhung“ bestand. Eine solche Lösung ist in der Perspektive der nachhaltigen Republik zweifellos sinnvoll, aber im real existierenden systemischen Gefüge einer nicht-nachhaltigen Republik falsch: Denn wenn alle Entscheidungen so ausfielen wie die von Frau Wanka, wenn man die Frage der

Nachhaltigkeit also an den Anfang der Wertschöpfungskette verlegte, würde notwendigerweise von Allem weniger hergestellt und verkauft. Eine reduktive Orientierung steht der expansiven Logik der Wachstumswirtschaft radikal entgegen. Sie würde unausweichlich eine andere Form des Wirtschaftens voraussetzen, womöglich sogar den Kapitalismus durch etwas anderes ersetzen müssen. Aber durch was?

Diese Frage ist natürlich alles andere als trivial, denn schließlich hängt die Finanzierung der staatlichen Institutionen, der öffentlichen Infrastrukturen, der Sozialsysteme und vieles mehr an der Vorstellung, nur mit einem kontinuierlich steigenden BIP ließen sich die staatlichen Leistungen auch finanzieren. Es könnte aber sein, dass die umgekehrte Reihenfolge der Entscheidungskriterien vom Primat der Ökonomie zum Primat der Ökologie eine neue Ära des demokratisch befriedeten Kapitalismus einläuten könnte. Schließlich ist ja sogar die vitale Postwachstumsszene keineswegs antikapitalistisch orientiert; sie zieht nur in Zweifel, ob er, besonders in den entwickelten Volkswirtschaften tatsächlich Wachstum braucht, um die notwendigen öffentlichen Leistungen zu erbringen. Ohnehin spricht ja wenig dafür, dass ein Mehr an Güterproduktion auch ein mehr an subjektivem Glücksempfinden mit sich bringt, was im Übrigen schon eine von Ludwig Erhard angestellte Überlegung ist, der antikapitalistischer Umtriebe gewiss unverdächtig war.

Daher könnte sich eine leitende Fragestellung der nachhaltigen Republik auf Konzepte der Gemeinwohlökonomie, der Bewirtschaftung von commons, der Genossenschaften u.ä. richten, wie sie ja in den letzten Jahren ohnehin wieder verstärkt nicht nur in die Diskussion, sondern auch in die Praxis kommen. Vor diesem Hintergrund bedeutet der Pfadwechsel zu reduktiven Wirtschafts- und Lebensstilen ökonomische Transformationen, die Kategorien wie Privateigentum, Gewinn usw. nicht in Frage stellen, aber in Kombinatoriken mit wachstumsbefriedeten Wirtschaftsformen sehen. Andersherum formuliert: der Neoliberalismus hat weder in Bezug auf die Erhaltung der natürlichen Voraussetzungen einer funktionierenden Ökonomie noch in Bezug auf soziale Nachhaltigkeit auch nur ein einziges positives Ergebnis vorzuweisen. Der Klimawandel stellt mit Nicholas Stern das größte Marktversagen der Geschichte dar und viel spricht dafür, auch die anderen Überschreitungen der planetary boundaries genau so zu bilanzieren. Die nachhaltige Republik, die das Primat der Ökonomie durch das der Ökologie ersetzt, stellt „den Markt“ dagegen wieder in eine dienende Funktion.

V. Zukunftsbilder. Die Ästhetik einer reduktiven Moderne

Die Etablierung anderer, wachstumsbefriedeter Wirtschafts- und Lebensformen bedarf einer breiten sozialen Bewegung, flankiert von Politik, Wissenschaft und zivilgesellschaftlichen Organisationen. Heute gibt es in den frühindustrialisierten Gesellschaften viele heterogene Ansätze für eine solche soziale Bewegung, die vor allem praktisch orientiert sind und in Gestalt von Reallaboren andere Formen des Wirtschaftens, Wohnens, Ernährens usw. zu erproben. Es fehlen dieser heterogenen Bewegung einstweilen aber zwei formative Elemente: ein gesellschaftspolitischer Rahmen, der sich auf die individuellen und institutionellen Handlungsbedingungen und zivilisatorischen Standards moderner Gesellschaften und deren Bewahrung bezieht und eine Ästhetik, die eine nachhaltige Republik „in the making“ anders auftreten lässt als mit den Charakteristika des Verzichts.

Was fehlt, ist eine positive Vision. Mit ihr entkäme man endlich dem Problem, dass die politische und ästhetische Referenz konventioneller Nachhaltigkeitsstrategien die Wachstums- und Konsumgesellschaft bleibt, auf die man sich nur negativ beziehen kann, ohne ihr wirklich auch nur gedanklich eine Alternative entgegensetzen zu können. Nachhaltigkeit, wie sie heute gedacht wird, bleibt status-quo- und damit gegenwartsverhaftet. Das Projekt einer nachhaltigen Republik schafft aber vielleicht auch Wunschhorizonte, die die Bedingungen der Gegenwart überschreiten und diese Überschreitung politisch erstrebenswert erscheinen lassen. Denn je komfortabler auf der einen Seite und je krisenhafter auf der anderen Seite die Gegenwart in den frühindustrialisierten Gesellschaften geworden ist, desto weniger Zukunft taucht in den Wunschhaushalten auf. Zukunft, das ist heute: Schlimmeres verhindern, Vorhandenes konservieren, keine Experimente. Da hatte gerade der Kapitalismus schon mal mehr zu bieten.

Die Ökologiebewegung hat es nie geschafft, eine wünschenswerte Zukunft zu bebildern. Ihr Bildhaushalt besteht entweder aus plastiküberschwemmten Meeresoberflächen, verölten Möven, depressiven Eisbären und rüdigen Waldflächen oder aus einer komplett phantasiefreien Rama-Welt, in der friedfertige bunt angezogene Mittelständlerinnen und Mittelständler im Schatten kreisender Windräder gute Laune haben. Dabei taugen ihre Dystopien sowenig wie ihre Utopien zu irgendetwas. Apokalypsen sind langweilig, wenn sie nie eintreten, und im übrigen ideologisch, wenn sie den Untergang für alle prophezeien. Denn nicht mal der Ökozid hält einen sozialistischen Tod bereit, den alle Menschen gleich sterben werden - die Armen trifft es auf jeden Fall eher, die Reichen später.

Und die üblichen Broschürenbildchen von der nachhaltigen Zukunft sind genauso dicht an der Warenästhetik der konsumistischen Wirklichkeit, dass darin aber auch nicht das kleinste Fünkchen des Anderen, also einer unentdeckten, zu erobernden, neuen Wirklichkeit aufblitzt.

Zukunft ist bloß wie jetzt, nur nachhaltiger. Ihr Gegenteil, die Apokalypse, wird diskontiert: So schlimm wird es ja erst in einer noch unbestimmten Zukunft kommen, weshalb wir heute erstmal so weitermachen können. So wird die dystopische Zukunft zu einer Abstraktion, trotz all der Untergangsbilder, und eine utopische gibt es gar nicht erst.

Gerade hier, in der radikal sinnfreien Zone, wird das Verschwinden von Zukunftsbildern aus den Wunschhaushalten besonders spürbar. Und gerade an dieser Stelle ist der Bedarf an einer Ästhetik der reduktiven Moderne besonders greifbar: Wie kann unter Begriffen wie Entlastung, Erleichterung, Weglassen, Resonanz, Zeit, Ineffizienz usw. ein ästhetisches Programm für, sagen wir, eine nachhaltige Lebenskunst entwickelt werden? Die entsprechende Suchbewegung darf sich aber nicht auf philosophische Postulate beschränken, sondern sollte sich auf die Praxis richten – also auf Design und Designtheorie, Architektur, bildende Kunst, Literatur, Mode etc.

Gerade in der westlichen Gegenwart, die zwischen dem höchsten jemals erreichten Lebensstandard und realen und irrationalen Ängsten vor Allem und Jedem oszilliert, sind Zukunftsbilder, Skizzen eines möglichen anderen Lebens, Wirtschaftens und Kooperierens unverzichtbar.

Literatur:

Brand, Ulrich & Wissen, Markus (2011). Sozialökologische Transformation und imperiale Lebensweise. In Alex Demirovic et al. (Hg.), *Vielfachkrise im finanzdominierten Kapitalismus*. Hamburg, S. 78 – 93.

Chakrabarty, Dipesh (2009): The climate of history: For theses. In: *Eurozine*. Internet: <http://www.eurozine.com/pdf/2009-10-30-chakrabarty-en.pdf> (abgerufen am 12.05.2014).

Jean Philippe Vassal, Interview in Petzet, Muck/Heilmeyer, Florian (Hg.) (2012): *Reduce, Reuse, Recycle: Ressource Architektur*. Stuttgart.

Steffen, Will et al. (2009). The Anthropocene: From Global Change to Planetary Stewardship. *Ambio*, Vol. 40, Nr. 8, S. 739 – 761.